

Illustrierte Zeitung für Kleine Leute



Böse Buchstaben.

Vom lieben Gott.

Etwas für die Kleinen von Ernst Lausch.



liebe Kinder! Wenn wir hinaus treten in's Freie und sehen da die Aecker und Felder, Wiesen und Wälder, die Berge und Thäler, und das Wasser in den See'n und Flüssen, in den Quellen und Bächlein, und den blauen Himmel hoch über uns, und die Wolken daran; wenn wir sehen die helle Sonne scheinen und des Nachts den Mond und die vielen, vielen Sterne, so denken wir wohl: „Wer hat das Alles geschaffen?“ Ihr kennt die Antwort, liebe Kinder, Ihr wißt es, wer Himmel und Erde, die ganze Welt geschaffen hat: Gott ist es gewesen, der im Himmel wohnt. Der liebe Gott, der alle Menschen und alle Thiere geschaffen hat, der hat die ganze Welt gemacht, den Himmel und die Erde und Alles, was am Himmel und auf der Erde ist. Ich weiß ein hübsches Verschen, das sollt Ihr lernen, es heißt:

„Gott hat die ganze Welt gemacht,
Den hellen Tag, die finst're Nacht,
Den Himmel, Sterne, Sonn' und Mond
Und was den Erdenball bewohnt;
Die Menschen alle, klein und groß,
Die Bäume und das zarte Moos,
Die Thiere, Berge und das Meer,
Und was ich sehe ringsumher.
Mir selber auch hat er das Leben
Und liebe Eltern noch gegeben,
Dafür sag' ich mein Bebelang
Dir, Gott im Himmel, Lob und Dank!“

Ihr seid noch so klein, Kinder, und wißt schon so viel vom lieben Gott. Ihr wißt, daß der liebe Gott die ganze Welt geschaffen und allen Menschen und Thieren das Leben gegeben hat; Ihr wißt, daß er im Himmel wohnt und es regnen und die Sonne scheinen läßt; Ihr wißt, daß er uns Nahrung und Speise gibt und daß wir ihm danken und die Hände falten und zu ihm beten. Das alles wißt Ihr schon lange, Kinder; Eure Eltern haben es Euch gesagt, als Ihr noch ganz klein waret, und die liebe Mutter hat Euch manches Gebetchen gelehrt. Aber es gibt noch viele, viele große Leute — nicht bei uns, sondern in einem andern Lande, das weit, weit von hier ist — die wissen nichts vom lieben Gott. Sie wissen nicht, wer

die Welt und alle Dinge geschaffen hat, und sie beten den lieben Gott im Himmel auch nicht an. Diese Menschen, die vom lieben Gott nichts wissen, heißen Heiden. Ich will Euch von den Heiden eine hübsche Geschichte erzählen.

Es war einmal ein frommer Mann, der reiste weit, weit fort und kam in ein fremdes Land. In dem fremden Lande wohnten lauter Heiden, die wußten nichts vom lieben Gott im Himmel. Da sprach der fromme Mann: „Ach Ihr armen Leute, Ihr wißt ja nicht einmal, wer Himmel und Erde und alle Dinge und Euch selbst geschaffen hat; ich will Euch etwas vom lieben Gott erzählen.“ Als die Leute das hörten, wurden sie sehr böse und sprachen: „Das wissen wir wohl. Unser Gott hat die Welt geschaffen; und der ist draußen im Walde. Morgen feiern wir ein Fest, da werden wir um den lieben Gott herumtanzen, und darüber wird er sich freuen.“ Die Heiden waren aber immer noch sehr böse auf den frommen Mann und wollten ihn todtschlagen. Der fromme Mann aber hat: „Laßt mich nur noch bis morgen leben, ich möchte gern Euer Fest mitfeiern.“ Da ließen sie ihn leben.

Als nun der andere Tag kam, hatten sich die Leute schön gepuzt und gingen in langen Reihen durch die Straßen. Voran gingen die Kinder, die trugen Blumen und Kränze in den Händen und sangen Lieder und die Musik spielte dazu. Zuletzt zogen Alle in den Wald und der fromme Mann auch mit. Als sie ein Stückchen gegangen waren, kamen sie an einen freien Platz. Da stand in der Mitte eine große dicke, dicke Eiche, die konnten wohl sechs Kinder nicht umspannen, wenn sie sich einander die Hände gaben. Die Eiche war gewiß sehr, sehr alt. „Siehst Du,“ sprachen die Heiden zu dem frommen Mann, „das ist unser Gott; der ist alt, alt, sehr alt und der hat die ganze Welt gemacht.“ Und sie tanzten um den Baum und sangen fröhliche Lieder und die Musik spielte dazu. Der fromme Mann aber sprach: „Liebe Leute! Dieser Baum ist nicht der rechte Gott. Der rechte Gott wohnt im Himmel und hat alle Dinge, auch diesen dicken Eichbaum, ge-

schaffen. Ich will einen Augenblick mit meinem lieben Gott reden und Euch dann von ihm erzählen.“ Darauf betete der fromme Mann laut: „Ach, lieber Gott, diese Leute wissen von Dir nichts, weil sie Dich nicht sehen können. Sie denken, dieser dicke Eichbaum, den Du geschaffen hast, ist Gott. Ach, lieber Gott, zeige Dich doch und laß sie merken, daß Du der rechte Gott bist.“ Als der fromme Mann so gesprochen hatte, wurde der Himmel dunkel und schwarze Wolken zogen herauf. Die Donner fingen an fürchterlich zu rollen, daß die Leute zitterten. Da sprach der fromme Mann: „Seht, das ist die Sprache des lieben Gottes im Himmel, an den ich glaube und von dem ich Euch erzählen will.“ Und im Augenblick donnerte es wieder gewaltig und ein heller Blitz fuhr mächtig vom Himmel zur

Erde hernieder und zersplitterte den starken Eichbaum vor den Augen der Menschen. Da lag der Gott der Heiden am Boden, hier ein Ast und da ein Ast, dort einer und dort einer. Als die Leute das sahen, waren sie ganz starr vor Verwunderung; denn sie merkten wohl, daß der fromme Mann Recht hatte. Dieser aber sprach: „Hört zu, Ihr lieben Leute! Gott spricht: „Ich bin der Herr, Dein Gott; Du sollst nicht andere Götter haben neben mir.“ Und sie antworteten: „Ja gewiß; Dein Gott ist ein starker und der rechte Gott. O bleibe bei uns und erzähle uns von ihm.“

Da blieb der fromme Mann bei ihnen und wurde ihr Lehrer und Prediger. Und er belehrte sie alle Tage und die Leute wurden fromm und beteten zum lieben Gott.



Aus Sibirien.

Von Karl Weiße.

(Zu dem Bilde Seite 416.)

2. Die Pelzthiere Sibiriens.

ine Fahrt durch Sibirien kann nicht beschloffen werden, ohne auch einen Blick auf die Pelzthiere dieses großen, wunderbaren Landes zu thun.

Die braunen Bären und Füchse, welche in Sibirien oft in Menge gefunden werden, sind bekannt, so daß wir uns den weniger bekannten Thieren zuwenden.

Sibirien ist das Land der schönsten Pelzthiere, der Zobel, Hermeline und Edelmarder. Sie gehören zu den wieselartigen Thieren.

Der Zobel lebt in den Urwäldern Sibiriens und hält sich in weiter Entfernung von den Menschen auf. Er hat ein dunkelbraunes Fell, das mit einem weichen Flaum bedeckt ist. Je weiter über dem bräunlichen Flaum die dunkleren längeren Haare vorragen, desto feiner und kostbarer ist der Pelz. Eine Zobeljagd ist schwierig und gefährlich. Auch die Russen beschäftigen sich nicht gern mit dieser Jagd, sie überlassen sie den Jakuten, Buräten und andern wilden Völkern Sibiriens. Es kommt alles

darauf an, die Zobel unverletzt in die Hände zu bekommen. Darum werden diese Thiere mit Bolzen geschossen, wie sie unsere Knaben auf den Armbrüsten haben. Andere Jäger schleichen sich mit Schlingen hinter den Thieren her, um ihnen im günstigen Augenblicke eine Schlinge über den Kopf zu werfen. Wieder werden auch Fallen aufgestellt. Gewöhnlich hat ein Zobelfänger zehn und noch mehr Fallen; aber er kann von Glück sagen, wenn er in der Woche nur einen Zobel fängt. Die Jakuten und Buräten zahlen den Russen ihren Zins in Zobel-fellen. Die Meinung, daß die nach Sibirien von Rußland aus verbannten Verbrecher Zobel fangen müssen, ist irrhümlich. Wer nicht von Jugend auf Zobel fangen gelernt hat, kann es später nicht erlernen. Die russischen Verbrecher kommen in die Bergwerke.

Der Marder liebt auch die Einsamkeit der Wälder, schleicht Vögeln und kleinen Säugethieren nach, damit sie ihm als Nahrung dienen; auch Hasen und Ratten schont er nicht. Er faßt die Thiere bei der Kehle, hält sie mit den Zähnen und Krallen so lange fest, bis er sie er-

wirgt hat. Es ist ungemein schwierig, den Warden zu erlegen, daher sein Fell in Sibirien selten in den Handel kommt.

Das Hermelin liefert das Pelzwerk zu den Krönungsmänteln für Kaiser und Könige. Das Fell ist schneeweiß, der Schwanz aber kohlschwarz. Nur im Sommer hat es keinen Werth, da es dann bräunlich aussieht. Diefem Thiere wird bei der Kostbarkeit des Pelzes mit allem Eifer nachgestellt. Gefunden wird es in ganz Sibirien.

Die Fischotter wird sehr zahlreich in Asien gefunden. Der Reisende Albin Kohn erzählt: „Auf meiner Fahrt durch Sibirien zwang mich die Noth, in der Telminer Fabrik bei Irkutsk mir als Tagelöhner meinen Unterhalt zu erwerben. Als ich in der Walkmühle beschäftigt war, hatte ich meinen Spaß mit einem russischen Bauer, mit dem ich das Walken des Luches überwachte. Einmal gegen Mitternacht frug mich der Bauer: „Hörst Du den Lärm, den der Wirth (Herr) des Teiches macht? Mache schnell die Thür zu und schiebe den Riegel vor!“ Ich sprach hierauf: „Bist Du verrückt! Die Thür darf nicht zugemacht werden, wir würden ja vor Dampf und Hitze ersticken. Laß nur Deinen Wirth kommen, daß ich ihn auch kennen lerne.“ Die Thür blieb auf. Als der vermeintliche Wirth nicht kam, beruhigte sich zwar der Russe, doch ließ er sich seinen Glauben an den Wassergeist nicht nehmen. Meine Bemühungen, ihm zu beweisen, daß das Gepselze von einer Fischotter herrührte, waren vergeblich.“

Das Fell der Fischotter, das im Wasser nicht naß wird, hat einen wunderschönen Glanz. Das Thier hat Schwimmhäute zwischen den Beinen und schwimmt darum besser als es läuft. Am Rande des Ufers macht es sich eine Höhle mit zwei Gängen, wovon der eine zum Wasser, der andere auf das Land führt. Hin und wieder zeigt sich auch die Fischotter in unseren Flüssen und Teichen.

Der stinkende Seehund, von den Buräten „Nerpa“ genannt, bewohnt den Baikalsee, der zwischen Irkutsk und Kiachta liegt. Das Thier hat einen reizend schönen Pelz. Das dunkle Fell ist wie mit Silberfäden belegt und

Der Russe glaubt an menschliche Wesen, die im Wasser wohnen und diese nennt er „Wirthe des Teiches oder Wassers“.

schimmert prachtvoll im Glanze der Sonne. Herrlich ist der Anblick, wenn im Strahle der Winter Sonne die Thiere in Menge auf dem Eise liegen und mit den Schollen fortzuschwimmen. Diese Ruhe benutzen die Buräten, die am Baikalsee wohnen, und machen Jagd auf die Seehunde. Die schönen Felle verkaufen sie in Irkutsk, wo die feinen und sehr gesuchten „Dach-Pelze“ aus den Seehundsfellen gemacht werden. Die Buräten essen auch das stinkende Fleisch; sie sind eben keine Kostverächter. Eigenthümlich ist, daß die Seehunde fast nur im südlichen Theile des Baikalsees gefunden werden und im nördlichen selten sind.

Noch sei des sibirischen Wolfes gedacht, dessen Pelz zwar nicht geachtet wird, der aber doch gar zu häufig auftritt. Auf der chinesischen Straße nach Irkutsk ist der sibirische Wolf, der bedeutend kleiner und von hellerer Farbe als der europäische Wolf ist, eine häufige Erscheinung. So manches Pferd findet auf dieser Straße seinen Tod und bleibt liegen. Diese sucht sich der Wolf auf und verzehrt sie. Daß er Menschen oder Pferde anfällt und tödtet, kommt nicht vor, selbst dann nicht, wenn er in ganzen Heerden sich zeigt. Er begnügt sich mit dem Mäuschen oder einem Wurme, wenn er eben nichts weiter findet. Das bekannte Verschen:

„Ein toller Wolf in Polen fraß
Den Tischler sammt dem Winkelmaß“

paßt nicht auf den sibirischen Wolf. Kohn erzählt: „Im Januar 1869 fiel mir in der Steppe zwischen Groß-Jelan und Kitoj eine theure tatarische Stute, welche ich auf dem Markte in Irkutsk gekauft hatte. Da ich das Thier gern retten wollte, schickte ich meinen Begleiter nach Jelan und blieb bei dem kranken Pferde zurück. Es herrschte eine grimmige Kälte und im nahen Walde machten die Wölfe eine teuflische Musik. Ich ging ruhig auf den Wald zu, hieb mir mit dem Beile einige trockene Nester ab, zündete ein Feuer in der Nähe des Pferdes an und — das Geheul der Wölfe störte mich keinen Augenblick in der Betrachtung eines Nordlichtes, das so prachtvoll am Himmel glänzte, wie ich noch

keins gesehen hatte. Kein Wolf hat es gewagt, mich oder mein auf dem Schnee liegendes Pferd anzugreifen.“

Der Russe stellt darum in Sibirien keine Wolfsjagden an. Stürzt ein Pferd, dann vergiftet er das Fleisch und schleppt es bei Seite.

Die Wölfe kommen, fressen davon und sterben. Paßt es, dann reitet der Sibirier gelegentlich auf einen Wolf los und schlägt ihn mit seiner „Nagajka“, einer aus Riemen geflochtenen, doch steinharten Peitsche todt.

Die Kathedrale zu Constanz.

Von F. Töpfer.

Das alte, berühmte Constanz liegt auf dem linken Rheinufer und zwar da, wo dieser Fluß aus dem Bodensee heraustritt, um in den $\frac{3}{4}$ Stunde entfernten Untersee zu fließen. Die Lage der etwa 12000 Einwohner zählenden Stadt ist sehr schön; wird doch eine im Westen gelegene, reich mit Gärten geschmückte Vorstadt gar „das Paradies“ genannt. Constanz war von 1192 bis 1548 freie Reichsstadt und ist an historischen Erinnerungen reich. Den Glanzpunkt seiner Geschichte bildete das in den Jahren 1414 bis 1418 daselbst abgehaltene Konzil. Auf demselben wurden die damals gleichzeitig regierenden drei Päpste, welche einander verfluchten und in den Bann thaten, abgesetzt, ja einer derselben, Johann XXIII., wurde wegen Wuchers, Verschleuderung des Kirchengutes und Entehrung der Papstwürde sogar gefänglich eingezogen und auf Schloß Gottlieben (nahe bei Constanz) in Haft gehalten. In demselben

Schlosse weilte auch Huf, welchem Kaiser Sigismund freies Geleit von Prag nach Constanz (Kostnitz) und zurück zugesagt hatte, aber sein kaiserliches Wort nachmals brach. Huf sollte auf dem Konzile seine Lehren, welche einzig und allein das Evangelium zum Grunde hatten, widerrufen, und da er dies nicht that, wurde der fromme Mann am 6. Juli 1415 lebendig verbrannt, nachdem er über sieben Monate lang im Kerker hatte schmachten müssen. Ein gleiches Loos traf seinen Freund, Hieronymus von Prag. Auch er wurde nach einer Haft von 360 Tagen am 30. Mai 1416 verbrannt. Zu diesem Konzil, dessen Zweck sein sollte, eine Reinigung der Kirche an Haupt und

Gliedern zu erzielen, waren nicht weniger als 5000 Priester aus allen Ländern erschienen, dazu die Gesandten fast aller christlichen Fürsten mit zahlreichem Gefolge. An 1700 Schauspieler, Musiker, Gaukler und eine große Menge



Kathedrale zu Constanz.

Kaufleute fanden dabei ihre Rechnung. Die Sitzungen des Konzils wurden theils im Kaufhause, theils in der Kathedrale (oder Münster) abgehalten. Letzteres berühmte Bauwerk (siehe das Bild) ist erst in neuester Zeit wieder ausgebessert und restaurirt worden. Der zierliche, zwischen zwei Kupeln aufsteigende Thurm bietet eine prächtige Aussicht auf die Stadt und ihre Umgebung, sowie auf die entfernteren Schweizergebirge. — In der Nähe des Einganges zeigt



Schloß Gottlieben.

man noch heute im Innern eine weiße Stelle auf einer großen Steinplatte, auf welcher Huß am 6. Juli 1415 bei seiner Verurtheilung stand. Ebenso zeigt man noch jetzt das Haus, wo Huß nach seiner Ankunft in Constanz wohnte und aus dem man ihn in die Gefangenschaft nach Schloß Gottlieben führte. Ein mächtiger Granitblock südlich von der Vorstadt „Paradies“ gelegen, bezeichnet die Stelle, an welcher Huß unter Gebeten seine Seele aushauchte.



Eine Geschichte von der Kartoffel.

Von A. D. H. Mann.

Die Kartoffel wächst zwar weder hoch, noch schön und prangend, aber sie wird darum doch von Jedermann hoch in Ehren gehalten; denn sie ist die wohlfeilste und nächst dem Brote unsere gewöhnliche Pflanzennahrung. Sie gedeiht fast in jedem Boden, bedarf keiner großen Pflege und trägt doch reichliche Frucht. Ohne Kartoffeln könnten gar nicht so viele Menschen auf der Erde leben, und wenn die Kartoffeln einmal in allen Ländern misfriethen, dann müßten gewiß viele Arme geradezu verhungern. Und doch hatten unsere Urgroßväter noch keine Kartoffeln, sondern man fing erst an, einzelne Stücke zu pflanzen. Wie sie zu uns gekommen sind, will ich Euch jetzt erzählen.

Vor etwa 300 Jahren gab es einen Seefahrer mit Namen Franz Drake, welcher die

Kartoffel in Amerika fand und einige Knollen davon einem reichen Manne in England, welcher sein Freund war, zur Aussaat übersandte. In einem Briefe schrieb er an den Freund, daß die Frucht dieser Pflanze sehr wohlschmeckend und nahrhaft sei. Im Frühjahr wurden die Kartoffeln in den Erdboden gelegt; sie wuchsen, blühten und trugen bald auch grüne, kirschenähnliche Beeren, welche oben an dem Kraute hingen, und die im Herbst gelb wurden. Der reiche Mann dachte, dies wären die Früchte, von denen Franz Drake geschrieben habe. Er veranstaltete jetzt ein Gastmahl und lud seine Freunde dazu ein. Ganz zuletzt kam auch eine verdeckte Schüssel, in welcher sich das seltene Gericht befand, das so wohlschmeckend und nahrhaft sein sollte. Die Herren kosteten jetzt die Frucht, die in Butter gebraten und mit Zimmt und Zucker bestreut war, aber sie schmeckte abscheulich, und es war nur schade um die Butter

und den Zucker. „Ja,“ sagten sie Alle, „für Amerika mag die Frucht ganz gut sein, aber bei uns wird sie nicht reif.“

Einige Zeit nachher ließ der Gutsherr die Kartoffelstöcke herausreißen und wollte sie wegwerfen lassen. Da sah er eines Morgens, als er durch seinen Garten ging, in der Asche eines Feuers, das sich der Gärtner angemacht hatte, schwarze und runde Knollen liegen. Er zertrat eine und siehe, diese duftete so lieblich wie eine gebratene Kartoffel. Als er den Gärtner fragte, was das für Knollen wären, antwortete der ihm, daß sie unten an der Wurzel des fremden Gewächses gehangen hätten. Nun ging dem Herrn erst das rechte Licht auf. Er ließ die Knollen sammeln, zubereiten und lud dann die Herrn wieder zu Gaste. Jetzt schmeckte ihnen das seltene Gericht ganz anders; sie gaben dem Franz Drake recht und urtheilten nun ebenfalls, daß die Kartoffel sehr wohlschmeckend sei.

Seit jener Zeit hat sich die Frucht über ganz England und die übrigen Länder Europa's verbreitet. Im Frühjahr wird der Kartoffelacker

klar gepflügt oder mit dem Spaten umgegraben und die Saatkartoffel in den Boden gelegt. Einige zeitige Kartoffelarten kommen schon im Juli auf den Tisch; doch ist es gut, beim Genuße dieser sogenannten Frühkartoffeln vorsichtig zu sein, denn nicht völlig reife Kartoffeln sind sehr ungesund. Gegen Michaelis aber sind alle Kartoffeln reif. Dann zieht Alles in der Frühe auf's Feld hinaus; der Knecht pflügt sie mit dem Pfluge oder die Männer graben sie mit dem Spaten aus. Die Weiber und Kinder lesen die Knollen in Körbe und schütten diese in Säcke. Aus Kartoffeln lassen sich mancherlei Gerichte bereiten; sie werden mit der Schale im Wasser abgekocht oder roh geschält und hierauf zu Gemüse, Brei und Suppe gekocht. Die Mutter und die Köchin verstehen aber auch noch künstlichere Speisen aus Kartoffeln zu bereiten, als Klöße, Pfannkuchen, Waffeln, Puffer zc.

Es ist ein großer Segen, daß uns Gott so reichlich Kartoffeln wachsen läßt.

Böse Buchstaben.

Von Cäcilie Mölte.

(Zu dem Bilde Seite 401.)

„Bruder Eduard, komm hilf,
Hör' nur meine Schande,
Mit dem Z und mit dem C
Komm ich nie zu Stande.
All' die andern haben mich
Ausgelacht heut Morgen
Wegen dieses bösen C,
Ach, das macht mir Sorgen!

Hatten heut ein Vefestück, —
Als ich d'ran gewesen,
Denke nur, da habe ich
„Citronat“ gelesen,
„Kokolat“ und „Jozosnuß“
Und solch dumme Sachen,
Und die ganze Klasse kam
Gar nicht aus dem Lachen.

Nein, das darf nicht länger sein,
Ede, Lieber, Vefter,
Komm, Du weißt es ja so gut,
Hilf der kleinen Schwester.

Sag es mir noch einmal vor
Und ich will aufpassen
Und die Regel mit dem C
In's Gedächtniß fassen.“

Eduard ist gleich bereit,
Hat es vorgetragen,
Und läßt's langsam Wort für Wort
Nach die Schwester sagen,
Holt dann selber her ihr Buch
Und er läßt sie lesen,
Und kein einz'ger Fehler ist
Mehr darin gewesen.

Manches Kindchen kann es nicht
In sein Köpfschen bringen,
Daß vor a und o und u
C wie K muß klingen;
Wollen's drum der Kleinen da
Auch so schlimm nicht deuten,
Wollen selbst vorsichtig sein
Es zu unterscheiden!!

Zwei berühmte Kunststraßen in Tirol.

Von F. Knauth.

1. Das Stilfserjoch und der Ortler.

Nachdem die Alpen Jahrhunderte hindurch nur mit großen Mühseligkeiten auf Saum- und Fußpfaden überschritten werden konnten, war es der neuern und neuesten Zeit vorbehalten, ebendort Kunststraßen anzulegen, die kaum noch irgend welche Bequemlichkeit vermiffen lassen.

Die schönste unter ihnen, und zugleich die höchste in ganz Europa liegt am rechten Ufer des Inn auf der Fortsetzung des Hauptalpenkammes und zur Seite des Ortlers in Tirol.

Sie führt in einer Höhe von 8610 Fuß über das Stilfserjoch, den ersten nordwestlichen Sattel der nördlichen Ortler-Gruppe, und wurde von der Oesterreichischen Regierung in dem Zeitraum von 1820 bis 1825 gebaut, eigentlich jedoch erst im Jahre 1831 vollendet. Ueberall 15 $\frac{1}{2}$ Pariser Fuß breit hat sie zugleich eine so geringe Steigung, daß sie auf ihrer ganzen Länge im Trabe befahren werden kann. Die Schwierigkeiten, die es beim Bau dieser Straße zu überwinden galt, waren unendlich große. In zahlreichen Windungen an den Bergen hinauf- und hinabklimmend weist sie da, wo sie an Abgründe gränzt, theils gemauerte, theils hölzerne Brustwehren auf, und wo Lawinstürze häufig vorkommen, hat man bedeckte Gallerien erbaut oder

die Straße so in die Felsen eingesprengt, daß diese selbst ein schützendes Dach bilden.

Auf dem höheren Theile der Straße sind in angemessenen Entfernungen sogenannte Cantonieren (Zufluchthäuser) aufgeführt, in denen der Reisende im Nothfall unentgeltlich Schutz und ein sicheres Unterkommen finden kann. Doch hält der Cantoniero, der beständig in dem Hause zugegen, auch eine Art Gastwirthschaft.

Während früher nur ein gefährlicher Fußpfad aus dem Münstertale, dem Thalsystem der Etsch angehörig, über das Wormser Joch nach Worms (Bormio) an der Adda ging, führt die neue Straße etwas östlich von jener aus dem Tiroler Bintschgau nach dem Bestlin in die Lombardei, wo sie sich am Comer-See mit der vom



Die Straße über das Stilfserjoch und der Ortler.

Splügen herabkommenden vereinigt. Auf der Tiroler Seite mündet sie in die Straße von Innsbruck.

Die Zahl der Windungen der Straße beträgt achtundvierzig. Dicht hinter Trafoi, dessen Häuser gleich denen von Stilfs, wo die Straße beginnt, vogelnestartig an den Bergen kleben, folgen achtzehn solcher Windungen dicht hintereinander. Bei der letzten steht die Cantoniera al Bosco, hinter welcher der Holzwuchs in zwei Wäldchen von krüppelhaftem Nadelholze seine Gränze erreicht. Dann dreht sich der Weg durch

acht Windungen auf ein Plateau mit dem Posthause Franzenshöhe, 6900 Fuß hoch gelegen. Hinter diesem beginnen sodann die „Wandeln“, eine Folge von zweiundzwanzig Windungen, und erst mit der letzten von ihnen wird die Passhöhe, das Stilfserjoch oder die Ferdinandshöhe erreicht, welche, wie schon gesagt, 8610 Fuß hoch empvragt und somit die Straße über den St. Gotthard, den Simplon und den St. Bernhard weit hinter sich zurückläßt. Trotz dieser mächtigen Erhebung und der Nähe gewaltiger Gletscher schmilzt der Schnee im Hochsommer auch hier noch weg, ja es blühen dann selbst noch verschiedene Pflanzen an besonders sonnigen Stellen auf.

Ein abgestumpfter Kezel bezeichnet ebenda die Landesgränze zwischen Tirol und der Lombardei und von da an geht es in einer Ebene zwischen einem unermesslichen Schneefelde zum Posthause Giogo de Stelvio, dem höchsten in über, lautloser, erstorbener Natur gelegenen Punkte der Straße.

Bei St. Maria, noch 7810 Fuß über dem Meere begegnet die erste Cantonierra auf dem Südbahange: ein stattliches Zoll- und Wirthshaus dicht an der Schweizer Gränze. Dann senkt sich die Straße in mehreren Windungen zur Ebene von Bromlio hinab und dort führt eine schöne steinerne Brücke über das Bromliothal hinüber. In einer Höhe von 6400 Fuß erreicht man wieder die Gränze des Holzwuchses und überschreitet jetzt auf einer steinernen Brücke das Bittelithal. Durch das sogenannte Dirocamento, eine über alle Vorstellung großartige Felsenschlucht, in welche ungeheure Schneemassen zu stürzen pflegen, hindurch windet sich die Straße an der letzten Cantonierra vorbei zur Platta Martina und dem Wormser Loch, aus welchem die Adä hervorquillt, und führt schließlich zu warmen Mineralbädern hin, bei denen ein Hôtel erbaut ist.

Die Länge der Straße ist etwa zehn Stunden, während die Entfernung zwischen Stils und Vermio, auf einer Ebene projectirt, höchstens fünf Minuten beträgt.

Der Plan zu diesem großartigen Kunstbau ist von Donegani entworfen, der Bau selbst aber von Dominichini und Porro geleitet. Seit dem Frieden von Villafranca (1859)

führt das Stilfserjoch aus dem östereichischen in das italienische Gebiet, wird leider jetzt vernachlässigt und zeigt daher schon mehrfache Spuren arger Zerstörung. —

Nun aber noch einen kurzen Blick auf den gewaltigen Ortler, den ersten Nachbar jener Kunststraße.

Eine ungeheure Urkalkmasse erhebt sich die eigentliche Ortlerspitze nach neuern Messungen 12026 Fuß hoch in der südlichen Vorgruppe der Tiroler Alpen, gemeinhin auch die



Finstermünz.

Ortleralpen genannt, unfern der Gränze des Veltlin. Die Gegend ist öde, daher man sie wohl das Ende der Welt zu nennen pflegt, und der Berg selbst hat die Gestalt einer dreiseitigen Pyramide, die mit ewigem Schnee bedeckt ist.

Der Erste, der die Spitze erstieg, war ein Tiroler Gamsenjäger Namens Joseph Pichler. Er unternahm das Wagniß am 27. September des Jahres 1804, konnte jedoch, der grimmigen Kälte wegen, nur einige Minuten oben aushalten und kehrte, fast ganz erstarrt und mit erfrorenen Fingern und Zehen wieder zurück.

Im Laufe des Jahres 1805 bestieg ein Dr. Gebhard den Berg dreimal, errichtete oben eine Pyramide, zündete eine große Signalfstange an und pflanzte auch eine Fahne auf. Innerhalb der nächsten vierundzwanzig Jahre wurden mehrere erfolglos gebliebene Versuche gemacht, die höchste Spitze zu erreichen, denn erst im Jahre 1826 hören wir von einer neuen glücklichen Ersteizung der Höhe unter der Führung des inzwischen zum Greise gealterten Joseph Pichler.

2. Der Engpaß von Finstermünz.

Wo der Inn, bekanntlich einer der bedeutendsten Alpenflüsse, aus dem Engadin nach Tirol übertritt, hat er einen gewaltigen Kampf zu bestehen, indem er hier die eine Meile lange Schlucht von Finstermünz durchbricht.

Ein unheimlich großartiges Alpenthor wird sie von schroffen Felsenmassen gebildet, die zu schwindelnder Höhe emporragen, und eben um ihres wildromantischen Charakters willen ist sie mit Recht weithin berühmt.

Mit Uebervindung ungeheurer Schwierigkeiten ist aber dennoch — es war im Jahre 1855 — eine Straße durch diese Schlucht geführt: ein wahrhaft kaiserlicher Prachtbau. Der Eindruck, den dieselbe macht, besonders wenn man von der Malfer Haide herabkommt, ist ein gewaltiger. Bald schmiegt sie sich, man möchte sagen, furchtsam an die Felsenwände, bald wieder steigt sie in den Abgrund hinab, dessen Tiefe man nicht sofort übersehen kann. Nirgends erscheint fürerst ein Ausgang; mit jedem Schritte aber wachsen die drohenden Felsen über dem Haupte und mit ihnen die nächtlichen Schatten, während der Bergstrom

mit großem Donner den Kampf verkündet, den er hier besteht. Endlich zeigt sich ein grauer Thurm, der mitten aus den schäumenden Fluthen auftauchend, dieselben trozig spaltet. Eine Brücke verbindet hier sein Durchgangsthör mit beiden Ufern, und noch tiefer unten erheben sich am Felsen angelehnt und auf ihnen errichtet einige alte burgähnliche Gebäude.

Das ist der Gränzpaß von Finstermünz.

In alter Zeit ist derselbe mehrfach befestigt gewesen. So sind noch Trümmer von jenen Festungswerken vorhanden, welche einst, im Jahre 1079, der bayerische Herzog Welf anlegte. Oberhalb dieser Trümmer hängen die Ruinen von Sigmundsegg an den Felsen, die Ueberreste eines Baues Sigmunds, des Nachfolgers Friedrichs mit der leeren Tasche. Und eine uralte Mauer endlich, welche einst in ziemlicher Höhe die Schlucht sperrte, die Nikolausmauer genannt, dient gegenwärtig zu einem Theile als Stützpunkt der an der Westseite der Schlucht erbauten ziemlich starken Ferdinandsveste, deren Schießscharten furchtbar aus der Mauer auf die offen gelassene Straße hernieder gähnen. Alles Beweise, daß der Paß seit den Tagen des Mittelalters und bis auf unsere Zeiten herab eine nicht unwichtige Rolle in der Kriegsgeschichte gespielt hat und noch spielt, wie denn u. A. im März des Jahres 1799 dort blutige Gefechte zwischen den Franzosen unter Lecourbe und den Oesterreichern unter Bellegarde vorfielen.

Unser Bildchen dagegen zeigt uns ein friedliches Dörfchen, das unsfern des oben erwähnten Thurmes erbaut ist, und dessen Kirchlein und Gasthof zumal dem Reisenden freundlich entgegenblinlen.

Der fliegende Holländer und der Alabautermann.

Von A. Schiborr.

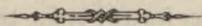
Das 19. Jahrhundert gilt im Allgemeinen für ein sehr aufgeklärtes. Hiergegen läßt sich nicht streiten. Es wäre ja auch schlimm, wenn man mit der Zeit nicht fortschreiten wollte. Trotzdem herrscht aber immer noch Aberglaube

und Unglaube genug. Nicht nur in den unteren Volksschichten der in der Civilisation zurückgebliebenen Länder oder einzelner Gegenden derselben, sondern auch in den besseren Schichten der Völker gibt es viele, die, ohne daß sie es ge-

stehen, an Hexen und Kobolde, an's Spuken und Ahnen und andern Unsinn glauben. Den meisten Aberglauben trifft man noch unter den Schiffern, den Fischern und anderen Anwohnern der Meeresküsten an. Für die ersteren namentlich ist die geringste Kleinigkeit, auf die ein anderer gar nicht achten würde, oft von großer Vorbedeutung, theils von guter, theils von böser. So glaubten die Schiffer, daß man an einem Freitag nie in See stechen dürfe, weil das Unglück bringe. An diesen Aberglauben knüpft sich die Sage vom fliegenden Holländer. Die Sage ist folgende. Ein holländischer Kapitän Namens „van Straaten“ befehligte einen schmucken, schnellsegelnden Ostindienfahrer, der soeben zur Fahrt fertig im Hafen lag. Van Straaten glaubte vieles nicht, woran die meisten Schiffer mit angeborener Zähigkeit hängen und trotz aller Beweise nicht abzubringen sind. Er war ein sogenannter Freigeist. Das unglückbringende Freitagsegeln hielt er für Unsinn. Fortwährend fluchte und schimpfte er und führte allerlei gottlose Reden, was mit der Zeit ihm zur zweiten Natur geworden war. Der Charfreitag war nahe und der alte Kapitän hatte bestimmt, gerade an diesem Tage auszulaufen, um einmal zu zeigen, daß das Freitagsegeln eben so wenig Unglück bringe, als das Segeln an einem anderen Tage. Seine sonst ebenso gottlose und rohe Schiffsmannschaft rieth ihn zwar davon ab, aber um so mehr bestand er nun darauf, gerade am Charfreitage seine Fahrt anzutreten. Er fluchte und wetterte und vermaß sich, daß er diesmal schneller um das mit seinen fürchterlichen Stürmen drohende Kap der guten Hoffnung und über die durch ihre gefährlichen Windstillen nur zu bekannte Linie kommen werde, als sonst, auch wenn sich Himmel und Hölle gegen ihn verschwören sollte. Er hielt Wort und lief am Charfreitag aus. Doch das war sein Verderben. Er erreichte sein Ziel

nicht, denn für seine Gottlosigkeit und vielen Sünden wurde er schrecklich gestraft. Er ist verdammt auf den Meeren ruhelos hin- und herzusteuern, ohne je das Ufer zu gewinnen und den Schiffen durch sein Erscheinen den Untergang anzukündigen. In dunkler Sturmnacht fliegt das hellerleuchtete Geisterschiff herbei und weder Wind noch Wellen vermögen seinen Cours zu ändern. Auf den Masten und Raen flammen die St. Elmsfeuer als Todtsackeln der dem Untergange geweihten Schiffsbemannung. Auf dem Verdeck am Hauptmaste steht der alte van Straaten in der Tracht der Schiffer des 17. Jahrhunderts, zu welcher Zeit er lebte. Sein langes, weißes Haar flattert im Winde. Drohend streckt er seine Hand aus nach dem Schiffe, dessen Mannschaft vielleicht eben so verderbt und gottlos ist, als er es war und nun dafür ihren Lohn durch den Tod in den Wellen empfängt. —

Eine andere Schiffsage ist die vom Klabaftermann oder Klabattermann, die unter dem Schiffsvolke der Nordseeküste allgemein verbreitet war. Der Klabaftermann ist ein kleiner Kobold, kaum einen Fuß groß, hat feuerrothes Haar und einen schneeweißen Bart. Seine Kleidung ist die eines Matrosen. Droht den Schiffen ein Unglück, so zeigt er dies an. Während er sonst ruhig unter der Unterwinde sitzt, steht er beim Sturme am Maste und klappert mit einem hölzernen Hammer, den er immer in der Hand trägt, oder er hängt im Tauwerke und klappert mit demselben, um auf diese Weise die Matrosen auf die nahende Gefahr aufmerksam zu machen. Sein Name hängt mit „Klabastern“ oder „Klabautern“ zusammen, was so viel heißt als schlagen oder polternd hin- und herlaufen. Die ostfriesischen Schiffer nennen ihn Kalfatermann. — Sieht er, daß das Schiff verloren ist, so verschwindet er plötzlich von demselben.



Das Kapitel vom Grüßen.

Von A. Kneiß.



In altes, wahres Sprichwort lautet: „Ländlich, sittlich.“ Wie die verschiedenen Völker ihre eigenthümlichen Gebräuche haben, so unterscheiden sie sich auch von einander durch den Gruß. Derselbe kommt aber auf dem weiten Erdenrund in so mannigfaltiger Gestalt vor, daß eine erschöpfende Belehrung darüber unmöglich ist. Begnügen wir uns daher mit Nachfolgendem.

In Norddeutschland hat man die Gewohnheit, kurzweg „Guten Tag!“ zu sagen. Die schlesischen Dorfbewohner, die immer nur um das tägliche Brot arbeiten und besorgt sind, begegnen einander mit: „Wohl zu speisen!“ oder: „Gespeist zu haben!“ Der geschäftige Rhein- und Westphale fragen: „Wie gehts?“ Der höfliche Sachse kann oft nicht umhin, einen „schönen guten Morgen“ zu wünschen. Noch höflicher meint der Böhme zu sein, wenn er auch noch den gehorsamen Diener hinzufügt. Sein vollständiger Nachtgruß lautet daher: „Gute Nacht wünsch' ich, Ihr gehorsamster Diener, schlafen Sie wohl!“ Der Oesterreicher ruft: „I küß die Hand!“ und der Pole führt dies in Wirklichkeit aus; er läßt das Wort zur That werden. In den höheren Schichten der polnischen Bevölkerung fragt man beim Begegnen auch oft: „Sind Sie glücklich?“ Zu beneiden ist der gemüthliche Wiener wegen seines: „Grüß Gott!“

Der gläubige Katholik ruft seinem Mitmenschen ein „Gelobt sei Jesus Christus!“ entgegen, worauf dieser antwortet: „In Ewigkeit Amen!“ Dem russischen Kaiser dürfen die Untertanen nur knieend nahen und ihm ihr Begehren vortragen. Hat man das Glück, dem Oberhaupt der katholischen Kirche vorgestellt zu werden, so muß man niederfallen und ihm den Fuß küssen. Läßt sich der Papst in Rom auf der Straße sehen, so müssen Alle niederknien, bis er vorüber ist. Der lebhafteste Italiener fragt: „Wie stehen Sie?“ Den eitlen Franzosen erkennt man sofort an seinem: „Wie tragen Sie sich?“ wobei er vergnügt die Bartspitzen dreht. Der Türke legt die Hand auf Herz und Stirn,

wodurch er seine aufrichtige, achtungsbezeugende Gefinnung zu erkennen gibt. Der Engländer drückt und schüttelt unsere Hand so kräftig, daß wir meinen, er wolle uns den Arm ausreißen. Dabei bleibt er kalt und verzieht keine Miene. Vor der Königin kniet er nieder und küßt ihr die Hand. Mit demselben Ernst fragt der Schwede: „Woran denken Sie?“ und der Däne: „Leben Sie gut?“ Wenn der Holländer spazieren geht, so wirft er beim Grüßen schnell die Frage auf: „Wohin gehen Sie?“

Von außereuropäischen Völkern denken wir zunächst an die Bewohner Japans, die unter sehr zierlichen Verbeugungen einander den Pantoffel vom Fuße ziehen. Sie wollen jedenfalls durch die bloßen Füße ihre Ehrfurcht zu erkennen geben, wie ja auch wir durch das entblößte Haupt unsere Achtung bezeugen. In China, welches auch das himmlische Reich genannt wird, legen die sich Begrüßenden die Hände in einander, führen sie dann zum Herzen, neigen das Haupt bis tief auf die Brust und sprechen: „Sim, Sim!“ Nach langer Trennung knieen sie nieder und beugen den Kopf bis tief zur Erde nieder. Gute Freunde fragen sich: „Ist Ihr Magen in Ordnung?“ Einer hochgestellten Person gegenüber werden beide Hände erhoben und so bis zur Erde gesenkt. Auf europäische Art, also mit entblößtem Haupte, zu grüßen, würde dem Chinesen ohne Zweifel 50 Hiebe mit dem Bambusrohre eintragen, weil dadurch bei allen Morgenländern Mißachtung ausgedrückt wird. Daher kommt es, daß sie auch beim Beten den Kopf bedecken. Am Himalaya-Gebirge begrüßen sich einzelne Volksstämme damit, daß sie einander den Rücken zulehren, während sich die Männer Hindostans am Barte fassen. Auf den Inseln des Stillen Ozeans stößt man mit den Nasen zusammen und reibt sie. Diese Sitte herrscht auch in einigen nördlichen Erdstrichen. Die Eingebornen der Tonga-Inseln drücken die Nase sanft an die Stirn dessen, den sie grüßen.

Wahrhaft abgescmackt grüßen die Bewohner der St. Lorenz-Insel im Stillen Meere. Sie speien hastig in die Hände und reiben sich damit gegenseitig das Gesicht. Nicht minder un-

anständig sind die Aveni's, welche einander in die Ohren blasen und den Bauch streicheln. Auf den Inseln Vanuzec und Palaos nimmt man die Hand oder den Fuß des Anderen und streicht damit sein Gesicht. Die Neger Afrika's nehmen die einzelnen Finger des zu Begrüßenden und lassen sie knacken. In Egypten fragt man: „Wie schwingen Sie?“ Auf einer östlichen Insel Afrika's Namens Socotora werden die Schultern geküßt.

Im östlichen Theile der Vereinigten Staaten Nordamerika's sterben bekanntlich sehr viel Kinder, weshalb besonders die Frauen einander fragen: „Ist Ihr Baby (jüngstes Kind) gesund?“

So hätten wir die Grüße der verschiedenen Völkerschaften kennen gelernt. Wenn sie nur auch überall von Herzen kämen und man es damit ehrlich meinte!

Der Agami.

Von G. Jaquet.

Kein durch Körpergröße, lieblichen Gesang oder schillernde Farbenpracht seines Gefieders ausgezeichnet, gleichwohl aber ein merkwürdiger Vogel ist der Agami, dessen Heimat die süd-amerikanischen Republiken Venezuela und Neu-Granada, also so ziemlich der heißeste Theil von Südamerika, sind. Derselbe gehört zur Ordnung der Sumpfvögel, und in dieser zur Familie der „Hühnerstelzen“ oder trappenartigen Vögel. Der Agami, dessen Körperbau so ziemlich dem des Rebhuhns gleichkommt — welches ja wohl viele von Euch, meine lieben Leser, schon gesehen haben werden — würde die Größe unseres Haushuhns haben, wenn nicht sein Hals und seine Beine erheblich länger wären. In Folge dieses Umstandes erreicht er reichlich die anderthalbfache Höhe unseres Huhnes, bei nur gleicher Größe des Rumpfes und Kopfes. Das Gefieder desselben ist im Allgemeinen rostfarben oder schwarz, auf dem Rücken grau, an der Brust goldgelb. Kopf und Hals sind mit einem leichten Flaum bedeckt, die Schulterfedern sind seidenartig und (was bei nur wenigen Vögeln der Fall) länger als der Schwanz. Der Schnabel ist stark und ziemlich kurz; die Augen sind groß, leuchtend und ausdrucksvoll. Die langen Beine sind gelb, die Zehen (drei an jedem Fuße) mittellang, die Nägel an ihnen stumpf.

Der Agami — es ist dies ein indianisches Wort, welches dann in die Sprache der ganz- und halbweißen Bewohner jener Länder, in die spanische, übergegangen ist — lebt im wilden Zustande in den dichten Wäldern, an denen es in diesem Theile Südamerikas durchaus nicht

mangelt; vorzugsweis in solchen, in denen sich sumpfige Strecken vorfinden. Er ernährt sich von Früchten und Waldbeeren und macht sein kunstloses Nest am Fuße der hohen Bäume. Wie alle zur Familie der „Hühnerstelzen“ gehörigen Vögel — von denen es in Deutschland nur eine einzige (obenein hier ziemlich seltene) Art, die Trappe gibt — fliegt er schlecht, aber läuft sehr schnell und ermüdet nicht sobald.

Jung gefangen und, wie häufig geschieht, als Hausthier erzogen, zeigt der Agami einen Grad von Intelligenz, wie ihn nicht viele Vögel besitzen. Er kennt bald die Hand, welche ihn füttert und streichelt, gewinnt seinen Herrn lieb, gehorcht seiner Stimme und folgt ihm wie ein Hund nach. Wie dieser, sucht er seinem Gebieter zu gefallen, und um Solches zu erreichen, ist er bestrebt, sich nützlich zu machen. Die Nacht über wacht er auf der Schwelle des Hauses und achtet mit scharfem Auge und Gehör wie ein Hund auf die Umgebung. Naht sich dem Hause ein Fremder, oder ein wildes Thier, so läßt der Vogel seine schmetternde Stimme erschallen, und erweckt dadurch die schlafenden Bewohner. Von dieser lauten Stimme, welche wie das Dröhnen einer Trommete klingt, hat er denn auch den Namen „Trompetenvogel“ erhalten.

Am Tage beaufsichtigt der Agami die Hühner und Gänse auf dem Hofe und sieht darauf, daß sie nicht in den Garten laufen oder sonst Schaden anrichten. Bisweilen muß er auch eine Gänseherde auf das Feld treiben. Da hat er denn viel Arbeit, um die Ordnung unter der schnatternden Herde aufrecht zu erhalten. Er

spart dann Flügelschläge und Schnabelhiebe nicht, um die Marschkolonne in Reih und Glied zu erhalten, den Marsch zu beschleunigen, die sich seitwärts Entfernenden wieder zum Haupttrupp zurückzubringen. Aber nicht nur als Hüter von Gänse, sondern auch von Schafheerden wird der gelehrige Vogel verwendet. Zwei Agami's können einen Schäfer bei dem

Hüten seiner Herde vollständig einen Hund ersetzen. Komisch ist es anzusehen, wie die Schöpfe von Furcht ergriffen werden, laufen und sich gegenseitig drängen, wenn der so viel kleinere und schwächere Vogel mit dröhnendem Geschrei und heftigem Flügelschlagen hinter ihnen herläuft, um sie in Ordnung zu halten.

Knabe und Hund.

Von C. Lausch.

Knabe:

Was schaust du mich an und zählst mir die Bissen?
 Ei, Spitzchen, ich glaube, du möchtest gern wissen,
 Wie mir das Brot und die Wurst hier schmecken!

Hund:

Ach nein, ich möchte viel lieber entdecken,
 Wie das wohl schmecken würde dem Hund,
 Und darum schau' ich dir auf den Mund.

Der Knabe sagte: „Hier, gutes Thier,
 Befriedige deine Wißbegier
 Und nimm mir's nicht übel, daß ich beim Essen
 Dich auf ein Weilschen konnte vergessen.“
 Das Spitzchen hat es nicht übel genommen,
 Hat Brot und ein Zipfelchen Wurst bekommen.

Buruf.

Von R. Wibhaln.

Gottes Vaterauge wacht!

D merk' es Dir, vergiß es nicht!
 In stiller Sternennächte Pracht,
 In Sturm und Drang hält es die Wacht.
 D merk' es Dir, vergiß es nicht!

Gottes Vaterauge wacht!

Das denke stets, das denke stets!
 Das denke, wenn das Glück Dir lacht,
 Das denke in des Unglücks Nacht.
 D merk' es Dir und denk' es stets!

Gottes Vaterauge wacht!

Das sei Dein Trost, das sei Dein Schild!
 Dein Trost, wird es Dir schwer gemacht,
 Dein Schild, wird's Dir zu leicht gemacht,
 Im Unglück Trost, im Glück Dein Schild.

Doch daß Du mich auch wohl verstehst,
 So sag' ich Dir und merk' es Dir: —
 Erliegst Du schier der Uebermacht,
 Willst zweifeln Du an Gottes Macht,
 Erscheint die Sünde lockend Dir:
 Dann denk', daß Gottes Auge wacht!

Auflösung der Räthsel in Nr. 24:

1. Sturm, Vogel, Sturmvogel. 2. Meisterwerk.
 3. Fisch, Lisch, Wisch. 4. Locke, Socke, Focke, Flocke.
 5. Wuth, Butz, Gut, Stut, Brut. 6. Morgen, Se-
 gen, Morgensegnen. 7. Sommerprossen. 8. Drache,

Rache, ach! 9. Puppe, Luppe, Suppe, Kuppe.
 10. Nummer, Stummer, Kummer, Hummer, Dum-
 mer. 11. Kamm, Lamm, Damm, Stamm. 12.
 Lamme, Wamme, Kamme.



An meine jungen Freunde und Freundinnen!

Vernehmt jetzt die Entscheidung über die zuletzt eingelieferten Preisarbeiten: Ich habe deren im Ganzen 25 Stück empfangen, von welchen ich leider acht als ungenügend bezeichnen und bei der nachfolgenden Beurtheilung ganz außer Betracht lassen muß.

Den ersten Preis erhält

Anna Ostwalt in Wüstegiersdorf in Schlesien,

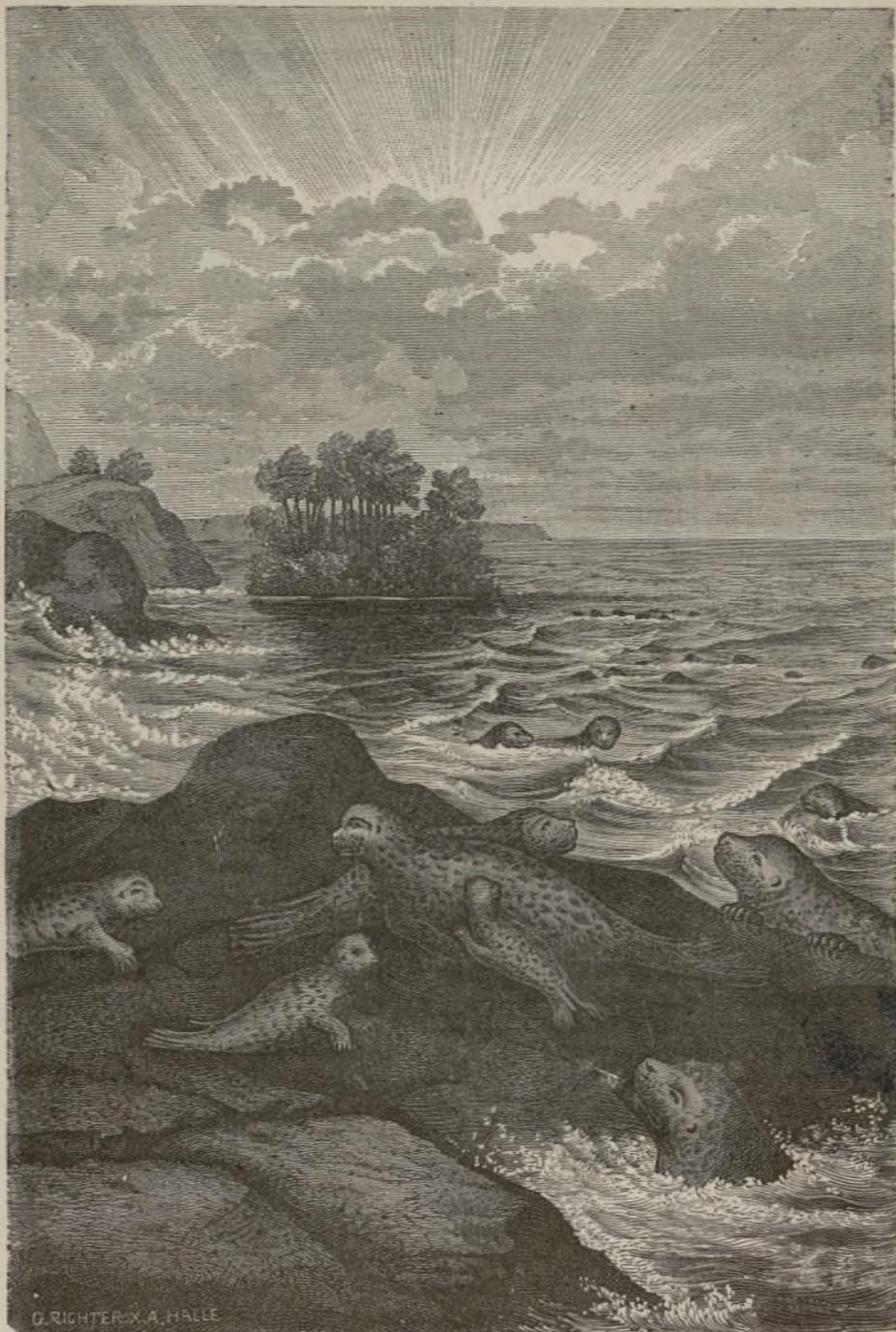
die in hübscher Form und recht lobenswerther Schrift eine vortreffliche Gestinnung in ihrer Arbeit an den Tag legt.

Die drei Nebenpreise empfangen **Gretchen Cunningham** in Milfield-House, Buncrana (Irland). Ferner **Louise Vonwiller** in Mailand und endlich **Friedrich Matthies** in Freiburg in Schlesien.

Von den übrigen Arbeiten sind als recht gut zu bezeichnen diejenigen, welche eingesandt sind von **Anna von Chelmicza** in Okalewo in Polen und **Anna von Rozotowska** in Wiepzygôrze in Rußland (Bessarabien). Für die liebenswürdige Einladung zur schönen Waldpartie sage ich herzlichen Dank. — Die Censur gut erhalten **Margarethe Ostwalt** in Wüstegiersdorf in Schlesien, **Stefanie Holdasiewicz** in Lemberg, **Pauline Steiner** in Dedenburg, **Germania von Montaignu** auf Schloß Lorieres in Frankreich, **Adrian von Chelmicz** in Okalewo in Polen und **Irene Steiner** in Dedenburg, während noch befriedigend gearbeitet haben: **Malwine Lowy** in Teplitz, **Gotthard von Haan** in Wien, **Joseph Brendler** in Wien und namentlich auch eine ungenannte ältere Leserin in Paris, welche sich durch eine hübsche Erfindung besonders auszeichnet. Dem wackeren **Adrian** in Okalewo habe ich vielen Fleiß und große Sorgfalt beim Arbeiten wohl angemerkt; aber trotzdem ist freilich selbst nach der „letzten Verbesserung“ noch kein Meisterstück zu Tage getreten. Das thut indeß nichts, lieber A., nur den Muth nicht verlieren. Auf den ersten Hieb fällt kein Baum. Du hast mich mit Deiner Leistung durchaus befriedigt.

Wittenberg (Reg.-Bez. Merseburg), im Juni 1881.

Euer guter Freund
Ernst Lausch.



O. RICHTER X. A. HALLE

Seehunde. (Siehe Seite 403.)

Redaktion und Verlag: G. Schwetschke, Sep.-Cto., in Halle. Gebauer-Schwetschke'sche Buchdruckerei in Halle.



Das goldene Weihnachtsbuch.

Beschreibung und Darstellung

des

Ursprungs, der Feier, der Sitten, der Gebräuche, Sagen und des
Aberglaubens der Weihnachtszeit

und

gleichzeitig Anleitung

zur sinnigen Schmückung des Christbaumes, der Pyramide, sowie zur Anlegung der
Krippen und Weihnachtsgärten.

Von Hugo Elm.

1 Band gr. 8°. Mit 54 Abbildungen. Eleg. cart. Preis 2 Mark.

Inhalt: Cap. 1. Einleitung. — Cap. 2. Der Geburtstag des Herrn und die Entstehung
des „Christfestes“ in der christlichen Kirche. — Cap. 3. Der Weihnachtsfestkreis. — Cap. 4.
Der Christbaum und seine Verbreitung. — Cap. 5. Weihnachtsfiguren und Weihnachtsgе-
bräuche. — Cap. 6. Die Schmückung des Christbaumes. — Cap. 7. Pyramiden und Weihnachts-
krippen. — Cap. 8. Der Weihnachtsgarten und seine Anlegung. — Cap. 9. Weihnachtsliebe
und Choräle.

Der griechische Münchhausen

und

Der Verzauberte.

Zwei Märchen des klassischen Alterthums.

Frei bearbeitet von

Robert Bell.

Zweite Auflage des „Griechischen Münchhausen“.

154 Seiten 8°. Mit Abbildungen. Eleg. cart. Preis ca. 2 Mark.

In jeder Buchhandlung zu haben.



Die schönsten
Bogen der deutschen Heimat.

Der Jugend wiedererzählt
von

Hans Tharan.

14 Bogen. Mit Illustrationen. Eleg. cart.
Preis 3 Mark.

Treuherz

oder Trapper und Indianer.

Erzählungen und Schilderungen aus dem Prairieleben Nord-Amerikas.

Mit Anlehnung an G. Aimard, frei bearbeitet von Richard Koth.

22 Bogen gr. 8°. Mit 6 Farbendruckbildern und vielen Tonbildern. Eleg. cart.
Preis 4 Mark.

Der Fährtenfucher

von

Gustave Aimard.

Für die reisere Jugend bearbeitet

von Fr. C. von Wicke.

23 Bogen gr. 8°. Mit Farbendruck- und Tonbildern. Eleg. cart. Preis 4 Mark.

Festwünsche

für alle Stufen des Kindes- und Jugendalters.

Herausgegeben von Ernst Lausch.

12 Bogen kl. 8°. Eleg. cart. Preis 1 M. 50 Pf.



Auf dieses bereits in dritter Auflage vorliegende Buch sei es gestattet an dieser Stelle noch ganz besonders aufmerksam zu machen. „Die Festwünsche“, eine reichhaltige, mehr als 500 Nummern umfassende Sammlung von Geburtstags-, Neujahrs-, Verlobungs-, Hochzeits- und anderen Wünschen, Polterabend- und Hochzeitscherzen, Albumsblättern, Stammbuchversen u. s. w., umfaßt nicht nur die Altersstufen der vorgenannten beiden Reihen, sondern bietet selbst dem zarteren Kindesalter, sowie dem reiferen Jugendalter bei den mancherlei Veranlassungen familiärer Festlichkeiten geeignete Gaben unserer klassischen und ausgezeichnetsten Jugendschriftsteller (Goethe, Schiller, Herold, Geibel, Zahn, Ahlfeld, Schmid, Enslein, Wiedemann, Hey, Kreschmar, Kuanth, Sturm, Rückert u. A.) und dürfte den Suchenden in keinem Falle im Stich lassen.

Als vortreffliches Material zum Anschauungs-Unterricht empfehlen wir unsere naturwissenschaftlichen

Hallischen Bilderbogen.

Jeder Bogen ist einzeln schwarz zu 10 Pf., colorirt zu 20 Pf. zu haben.

Bis jetzt erschienen folgende Bogen:

1. Vögel.
2. Säugethiere.
3. Schmetterlinge.
4. Früchte.
5. 6. Kalenderbilder (12 Monate).
7. 8. Säugethiere.
9. Fische.
10. Zimmerflora.
11. Aus heißen Zonen.
12. 13. 14. 15. 16. Vögel.
17. 18. Säugethiere.
19. Hühner.
20. Schmetterlinge.
21. Vögel.
22. 23. Pflanzen.
24. Säugethiere.
25. Schmetterlinge.
26. Giftpflanzen.
27. 28. Säugethiere.
29. Vögel.
30. Fische.
31. Vögel.
32. 33. 34. Säugethiere.
35. 36. Baukunst der Naturvölker.
37. Völker in heißen Zonen.
38. Bewohner der Meeres Tiefe.
39. 40. Einheimische Bäume.
41. Pflanzen.
42. Alpenpflanzen.
43. Säugethiere.
44. Vögel.
45. 46. Pflanzen.
47. 48. Bäume des heißen Südens.

Die vorstehenden Bogen sind ebenfalls eleg. cart. zu haben und zwar kostet: Buch I. (Bog. 1—24) schwarz 2 M. 40 Pf., colorirt 4 M. 80 Pf. Buch II. (Bog. 25—48) schwarz 2 M. 40 Pf., colorirt 4 M. 80 Pf.

In jeder Buchhandlung zu haben.